

Zum zweiten Jahrgang

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **2 (1946)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

hat, darf und soll uns Pestalozzi wieder mit ihm verbinden. Denn in keinem Auslande, kaum in der Schweiz, ist er damals so gut verstanden und so hoch geschätzt worden. Fichte hat sein Buch „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ in einem Brief als „das wahre Heilmittel für die kranke Menschheit“ bezeichnet und im Winter 1807/8, in einer Zeit tiefster staatlicher Erniedrigung, in seinen „Reden an die deutsche Nation“ als den Punkt, „an welchem die neue Nationalerziehung anzuknüpfen hätte“ („Nation“ bedeutete damals Sprachgemeinschaft.) In den ersten Jahren nach dem ersten Weltkrieg wurden diese Reden in Deutschland wieder viel gelesen - hoffentlich heute wiederum! Dann finden sie wieder den Namen des Schweizer Pestalozzi, zu dem vor bald 150 Jahren begeisterte deutsche Jünglinge und Männer nach Terten (so schrieb der Mann) zogen und dessen Werke in der ersten Gesamtausgabe (1818-26 bei Cotta, Stuttgart und Tübingen) zwar außer der waadtländischen keine der 22 Kantonsregierungen bestellte, wohl aber die Königin von Württemberg zwölffach, das Städtchen Mettnau (Reg. Bez. Düsseldorf) siebenfach, aber auch die Landesregierung von Hildburghausen, der Pfarrer von Erpalsheim, der Schullehrer von Neustrelitz, der Oberwachtmeister von Bregenz und unzählige andere.

Zum zweiten Jahrgang

Wir haben gegen Ende vorigen Jahres unsere Leser gebeten, sich zum ersten Jahrgang zu äußern, Wünsche für Verbesserungen anzubringen und Anregungen zu machen. Es sind uns nur wenige Stimmen gekommen; daraus dürfen wir wohl schließen, daß man im allgemeinen zufrieden sei. Es ist uns auch von sehr geschätzter Seite ausdrücklich bestätigt worden. Das äußere Gewand hört man immer wieder loben; zum Inhalt trafen fast zur selben Zeit zwei gegensätzliche Äußerungen ein. Der eine Leser erklärte sich als enttäuscht; befriedigt hätten ihn nur die Nummern 3 und 6, wo von unserm Verhältnis zum deutschen Sprach- und Geistesleben die Rede war, und Heft 10 mit unserer Eingabe an die Generaldirektion der Bundesbahnen. Das übrige sei so „lehrhaft“ gewesen, daß „die Gefahr der Ermüdung, ja der Langweile“ drohe. Aber wie der die Politik streifende Aufsatz im 3. Heft auf andere Leser gewirkt hat, war aus der Erwiderung des Berner Vorstandes in Heft 4 zu er-

sehen, und über das „Lehrhafte“ schrieb uns ein Pfarrer, er schätze gerade diese Kleinarbeit, er finde, er habe sie nötig. Es ist also offenbar nicht ganz leicht, das Verhältnis zwischen Sprachkampf und Sprachpflege so zu gestalten, daß es allen recht ist. Für das Recht unserer deutschen Muttersprache, auch der hochdeutschen Schriftsprache, und für unser Recht auf deutsches Geistesleben werden wir immer wieder eintreten und deutlich sagen müssen, daß die zwölf Jahre des „Dritten Reichs“, ja sogar die 74 Jahre seit der Gründung des „Zweiten“, noch lange nicht das deutsche Geistesleben ausmachen, daß Luthers Bibelübersetzung und Schillers Tell und unendlich viele andere Geistesgüter auch einmal aus Deutschland gekommen und daß Gotthelfs, Kellers, Meyers und Spitzlers Werke dorthin gegangen sind. Wenn der Sprecher der holländischen Hochschullehrer, die letzten Sommer in Zürich gastliche Aufnahme gefunden haben, seine Dankrede nicht in der ihm eigentlich näher liegenden hochdeutschen Schriftsprache, sondern aus politischer Abneigung französisch hielt, so kann man das mit dem höflichen Berichterstatter am Ende noch einigermaßen „begreiflich“ finden; von Höflichkeit, akademischer Würde und Sachlichkeit zeugte es allerdings nicht, die Hochschul- und Amtssprache des Gastlandes büßen zu lassen für politisch-militärische Verbrechen eines andern Landes. Wie sehr politischer Haß aber auch bei uns das Geistesleben verwirren kann, hat sich gezeigt, als letzten Sommer an der Versammlung einer mit Recht sehr angesehenen vaterländischen Gesellschaft zwei akademisch gebildete Deutschschweizer ihr Bedauern aussprechen zu müssen glaubten, daß sie mit Rücksicht auf die anwesenden Welschen hochdeutsch sprechen müßten. Der köstliche Zwischenruf „Gott sei Dank!“ beleuchtete den merkwürdigen Zustand, daß wir den Gebrauch der Schriftsprache als Muttersprache - unsern Welschen „verdanken“!

Nicht nur in der Welt draußen, auch bei uns in der deutschen Schweiz wird die deutsche Sprache die Niederlage des Deutschen Reiches zu spüren bekommen. Gewiß, an ihrer Geltung für unsern schriftlichen Gebrauch wird nicht grundsätzlich gerüttelt, und da Englisch heute in der Welt mehr „zieht“ als Französisch, uns aber staatlich doch ferner liegt, sind elsässische Sprachzustände, also eine Trennung des Volkes in eine französisch oder eine andere Fremdsprache sprechende „Bourgeoisie“ und in ein deutsch sprechendes „Volk“ noch nicht zu fürchten. Aber ganz ab-

gesehen davon, wie die Schriftsprache gebraucht wird - wo man kann, weicht man ihr doch häufig aus, entweder nach außen in eine Fremdsprache, mit Vorliebe ins Englische, oder dann nach innen ins Schweizerdeutsch. So heißt in Zürich eine Gaststätte, die früher den „heimeligen“ Namen „Métropole“ getragen, nun „Embassy“ und eine andere „Chüechli“. (Da werden sich die amerikanischen Urlauber schon des Namens wegen gar nicht hinein getrauen.) Und wenn es deutschschweizerische Zeitungen gibt, die nur noch von Mulhouse, Rikwiler und Suringue sprechen, und in Basel schon allen Ernstes der Vorschlag gemacht worden ist, die Straßennamen doppelsprachig zu halten (was man vor einigen Jahren in Bern abgelehnt hat!), so zeigt das doch, wie der Wind weht und daß wir uns für unser Deutsch wehren müssen. Freilich: wenn die Franzosen in den von ihnen besetzten Gebieten französische Schulen und in Innsbruck sogar eine französische Hochschule einrichten, können wir dagegen nichts tun, als davon berichten und es der verdienten Lächerlichkeit preisgeben. Gegen die englischen Aufschriften in den für jene Amerikaner bestimmten Schaufenstern wollen wir nichts sagen, obschon der „Nebelspalter“ darüber schon gespottet hat. Daß unsere jungen Leute jetzt fleißig Englisch (und sogar Russisch!) lernen, ist auch begreiflich, ebenso daß auf dem Bücher- und Filmmarkt heute mehr angelsächsische als deutsche Bücher erscheinen; aber feststellen dürfen wir doch auch, daß von den fünf Beispielen von Schundliteratur und Schundkino, mit denen die Stiftung „Für die Jugend“ in der Ausstellung, mit der sie für vernünftige Freizeitbeschäftigung wirbt und vom Gegenteil abschreckt, ihrer vier angelsächsischen Ursprungs sind. Gewiß sind wir den Angelsachsen dankbar dafür, daß sie die Welt und uns vom Nationalsozialismus befreit haben, und ihre Staatsauffassung liegt uns viel näher als die neuere reichsdeutsche, aber wenn wir von der Sprache noch einen Schritt weiter gehen zum naheliegenden Volkstum, so können wir nicht sagen, daß die Wörter, mit denen sie unsern Sprachschatz in den letzten Jahrzehnten bereichert haben: Bar, Dancing, Cocktail, Swingboy, Girl, Johnny, über die unser „Nebelspalter“ unaufhörlich zu spotten hat, einen wohltätigen Kultureinfluß auf unser Volkstum beweisen. In derselben Nummer einer verbreiteten Monatschrift, in der wir vor allzu rascher Verbrüderung mit Deutschland gewarnt und auf angelsächsische Kulturkräfte hingewiesen wurden, erzählte ein ehemaliger „Barman“

durchaus keine erbaulichen Dinge vom Einfluß solcher „Kulturkräfte“ auf den Deutschschweizer, und es wäre nicht nötig gewesen, uns vor den „bayrischen Bierhallen“ zu warnen. Von der „Kaugummitis“ nicht zu reden.

Und nach der andern Seite ist zu sagen: Für echtes Schweizerdeutsch und für unsere Mundartdichtung kämpfen wir schon vierzig Jahre, aber das darf uns nicht hindern an der Bekämpfung schlechter Mundart, wie sie heute besonders lebhaft blüht in Ratssälen und Versammlungen. Bei einem solchen Anlaß, wo es sich gerade um das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache handelte, erklärte ein Mundartfreund in der Aussprache, wir müßten den Kampf gegen das Schriftdeutsch „nüd bloß defensiv führe, sondern au offensiv“ - das hielt der gute Mann für Schweizerdeutsch! Der Leiter der Versammlung hatte gestanden, daß ihm „de Herr Vortragende“ „mit syne packende Worte“ und „syne neue Gesichtspunkte“ „geradezue es Erläbnis“ verschafft habe. Der Herr Vortragende, Dr. Roman Boos, hatte nämlich beide Sprachformen als unsere Muttersprache bezeichnet, ebenso warm für das Schriftdeutsch gesprochen wie für das Schweizerdeutsch und uns Deutschschweizer aufgefordert, der deutschen Sprache, auch der Schriftsprache, trotz der ungeheuren Schändung des deutschen Namens, die Treue zu halten. Und das wollen wir im Sprachverein: als Treuhänder der deutschen Sprache, auch ihrer Schriftform, für sie eintreten, wann und wo sie ohne Grund hintangesetzt wird, ob wir dabei viel oder wenig ausrichten können.

Und dann kommt es auch noch darauf an, wie sie gebraucht wird. Damit beschäftigt sich unsere Sprachpflege, die doch unsere Hauptaufgabe bleibt, und daß da allerlei zu tun ist, soll wieder der „Steinkratten des Schriftleiters“ zeigen. Einer wertvollen Anregung folgend, wollen wir künftig neben dem Tadel des Schlechten noch mehr in aufbauender Arbeit, in „positiver Kritik“ leisten und regelmäßig ein Beispiel „zur Schärfung des Sprachgeföhls“ bringen. Im Laufe des Jahres dürfen wir auch durch Abdruck einer größern Arbeit am Beispiel R. F. Meyers zeigen, wie ein gewissenhafter Künstler an seiner Sprache arbeitet.

So gehen wir freudig in den zweiten Jahrgang hinein. Er ist mit seinen 1200 festen Abnehmern der dreißigste der „Mitteilungen“, die vor sechs Jahren noch in bloß 400 Stück gedruckt wurden. Wir hoffen, unsere Mitglieder und übrigen Leser werden uns treu bleiben, für un-

sere Sache einstecken, wo sie Gelegenheit dazu haben, uns neue Freunde zuführen und mitarbeiten mit eigenen Beiträgen, mit Hinweisen auf sprachlich wichtige Erscheinungen, z. B. durch Zusendung von Zeitungen, auch mit Fragen, die wir, wenn sie sich dafür eignen, gern im „Briefkasten“ beantworten werden.

Der Schriftleiter

Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Alle Jahre wieder kommt vor dem Christuskind der Samichlaus und schüttet seinen Sack voller Nüsse und Äpfel aus; doch im Jänner kommt der Schriftleiter des Sprachvereinsblattes mit seinem Kratten voller Sprachsteine, die er aber nie alle ausschütten kann. Auch diesmal nimmt er sie nur oben ab, und zwar sucht er nicht die größten Steine des letzten Jahres heraus, sondern nur die in einem der letzten Monate aus einer einzigen Tageszeitung gesammelten (neben denen es natürlich auch noch ungesammelte gegeben hat), und das sind meistens kleinere, aber eben doch Steine oder Steinchen. Unser Zeitungsdeutsch ist im allgemeinen sicher besser als sein Ruf, und die Klage darüber ist wohl nur darum so verbreitet, weil das Zeitungsdeutsch am meisten gelesen wird. Es könnte aber höchstens zur Erheiterung dienen, solche Steine aus diesem und jenem Räsblättli zusammenzutragen; bezeichnend für den Stand unserer sprachlichen Bildung sind erst die Mittelpresse und die Hauptblätter, und aus einem solchen stammen unsere heutigen Beispiele. Wir wollen diese Steine nicht schwerer nehmen, als sie sind, aber es sind eben doch Steine oder Steinchen des Anstoßes, zum mindesten trübende Stäubchen, und sie zeigen, daß es immer noch zu lernen und zu verbessern gibt und Gelegenheit zu strebendem Bemühen.

Gewiß müssen wir uns in der deutschen Schweiz einige sprachliche Sonderrechte vorbehalten auch für den Gebrauch der Schriftsprache, aber man kann denn doch nicht alles, was sich aus der Mundart erklären läßt, als schweizerisches Schriftdeutsch gelten lassen. Die regelmäßige Mehrzahl von „Rest“ z. B. heißt „Reste“; die Wörterbücher fügen aber bei, daß im kaufmännischen Gebrauch für Schnittwaren die Mehrzahl „Resten“ gebräuchlich sei; für Oesterreich und auf unsere Verwendung hin auch für die Schweiz gibt der neue Duden in diesem Sinn auch „Resten“ an. Diese Abweichungen wird man dieser Fachsprache lassen